

Richmonder Anzeiger.

Redigirt und herausgegeben von B. Hassel, Ecke der Broad- und 5ten Straße.

2. Jahrgang.

Richmond, Va., Sonnabend, den 3. Mai 1856.

No. 50.

The German "RICHMOND ADVERTISER",
B. HASSEL, Editor and Proprietor,
Is published every Saturday, at \$3 per Annum,
payable in advance. Terms for Advertisements
reasonable.
OFFICE: CORNER BROAD & 5th STREET.

Bedingungen.

Der „Richmonder Anzeiger“ erscheint jeden Samstag und wird den resp. Abonnenten ins Haus gebracht. Der halbjährliche Abonnements-Preis beträgt \$1.50, welcher nach Empfang der ersten Nummer entrichtet werden muß. — Auswärtige Abonnenten belieben den Betrag an den Herausgeber (Leiter der 675) gefälligst einzusenden. — Briefe und Mittheilungen werden frankirt erbeten. — Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art werden unter folgenden Bedingungen aufgenommen: Einmalige Einrückung eines Squares (10 Zeilen oder weniger bilden ein Square) 50 Cts., zweimalige Einrückung 75 Cts., und für jedes weitere Mal 25 Cts.; für einen Monat \$1.00, für zwei Monate \$1.75, für drei Monate \$3.00, für sechs Monate \$4.00. Größere Anzeigen werden verhältnismäßig berechnet und finden hierbei die resp. Abonnenten besondere Berücksichtigung. — Anzeigen können bis um 7 Uhr des vorhergehenden Tages, an dem die Zeitung erscheint, eingesandt werden.

Der Frühling.

Der Frühling kam mit Blüth' und Pracht,
Mit Blumenbüsch und Sonnenschein,
Mit Vogelfang und Liebeslust:
Oh man sich's selber noch verhasst
War schon der liebe Frühling da.

Vor kurzem deist' noch Schnee die Flur
Und eist' war des Nordens Wind —
Krank lag der Vater, krank das Kind —
Da, oh man glaubt' ihn schon so nah,
War schon der liebe Frühling da.

O Völk'frühling keh' bald ein!
Zerbreche du der Wölfe'schrei
Und heb' die Geistesbranne!
Dann bist du Völk'frühling nah?
Die Hoffnung sagt: bald ist er da!

Jägerzauber.

Eine Waldgeschichte. Von Ludwig Brechtstein.

(Fortsetzung.)

Lenchen trat in die Stube — in diesem Augenblick hörte man das Blasen eines Pöhlons und das Rollen eines Wagens am Hause vorüber, und die Bewohnerinnen sahen durchs Fenster.

„Da sitzen ja zwei Feldjäger hinten auf!“ bemerkte Frau Rodenbach verwundert. „Und die Chaise hält am Wirthshaus — die Herren Haltunessche springen herunter! Jetzt steigt ein Herr aus. Alle Tausend! Ein Oberjäger! Was hat denn das zu bedeuten?“

„Kann's wohl denken!“ — sagte Lene halbblau für sich, nicht als Antwort auf der Mutter Rede, und alsbald war sie zur Stube hinaus, in den Hof; durch eine Hintertür im Zaun wischend, lief sie eilig zum Hause der Brüder Fuld.

Valentin kofelte im Hofe an einem Vogelbauer. — Lene rief ihn an: „Guten Abend Valentin!“

„Schönen Dank, Schaglasten! Was Neues?“ erwiderte er.

„Ein Sad voll Feldjäger — vorn am Wirthshaus. Mich treibt die Angst um Dich! Habt Ihr gute Briefe?“

„Hast frange Kartoffeln feil! Doch geh her, hole Dir den Botenlohn! Einen Kuf!“

„Ei ja wohl! Hat überläng Zeit and steht gut! Ich hab' mein Gewissen verwahrt! Seht zu, ob Ihr bestecht in dem — Examen!“ rief Lene und wandte sich zum Gehen.

„Der Floh beißt mich nicht!“ lachte Valentin und ging ins Haus zum Bruder.

„Du — Heinz! Die Jägerci ist im Anzug!“

„Hoho! Was für eine?“

„Die Feldjägerci!“

„Sind Mäusejäger!“

„Warum? Wie so?“

„Weil sie immer Mäus in Sad jagen wollen!“

„Gut — red'! — Alles gut verwahrt?“

„Alles in bester Confusion.“

„Aber der Hund?“

„Ist ein Was — er heulte und winselte zu viel, ich hab' ihn todgeschlagen und in die Werra geworfen.“

„Schad' um das schöne Thier. Wir hätten einen guten Wagen daraus gelöst.“

„Wär' immer ein gefährlicher Handel gewesen. Ich dachte: Fort mit Schaden, und schlug ihn todt.“

„Und nun? Was geben wir an, wenn sie kommen?“

„Geh her, wir wollen einen Schuryps (Kartenspiel) machen, und uns nicht bange sein lassen. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“

Die Brüder Fuld setzten sich hin und begannen mit einander zu lachen.

Leopold Huelin sagte dem befreundeten Hause der Frau Rodenbach Valet. Gleich bei ihm dringend, bei seinen nächstlichen Gängen recht auf seiner Hut zu sein, lieber niemals allein zu gehen. Er versprach ihr das und setzte lächelnd hinzu: „Für heute sei nur ganz unbeforsagt. Ich denke, heute werden die, die mir von hier aufschauern könnten, fest sitzen, auch sind wir zu dritt. Ich gehe mit dem Herrn Oberförster und dem alten Conrad nach Hause. Behüt' Dich Gott!“

Leopold ging nach dem Wirthshause, wo die neu angekommenen Herren sich sogleich nach den obern Räumen begeben hatten; der Oberjäger, die beiden Unterjäger und der Gerichtsdiener blieben unten und tranken erst einmal, bevor sie an die Ausführung ihres Amtes gingen. Die Assessoren rückten sich in der großen Stube einen Tisch und Stühle zurecht, auf den sie einige Aktenbeste nebst Papier legten, und der Kreisrichter rief nach Schreibzeug, Dinte, Feder und Streusand — nebenbei nach einigen Krügen Bier nebst Gläsern.

Die Stube, sonst der heitern Geselligkeit gewidmet und nur dieser dienend, wurde jetzt zum Tempel der ernsten Themis, der Göttin mit Schwert und Waage — doch der hellsehenden, nicht der blinden. Man könnte der Rechtspflege keine schlimmere Schmeichelei sagen, als wenn man sie blind nennen wollte.

„Die betheiligte Partei wird zugegen sein,“ bemerkte der Richter, indem er den für ihn bestimmten Stuhl einnahm. „Ich höre den alten Oberförster lachen. Er wird einmal wieder seinen Jokus mit dem Posthalter haben. Den sollten wir eigentlich auch herausjittren — Spafeshalber — als Zeugen!“

„Würden dann wenigstens nährisches Zeug genug hören,“ bemerkte der erste Assessor, „aber für den Spaf ist unser Auftrag doch zu ernst. Wir wollen ihn aber bitten, nachher unser Abendessen zu theilen, damit wir an seinem heitern Humor eine Würze haben, ein Dessert nach der Trockenheit unseres bevorstehenden Verhörs.“

„Wollten Sie die Güte haben,“ ersuchte der Richter den zweiten Assessor, „und den Herrn Oberförster mit seinem Fortgehilfen bitten, sich zu uns herauf zu bemühen, so können wir sogleich einige nöthige Vorfragen an sie richten, und die Aussagen zu Protokoll nehmen.“

Der Oberförster und Huelin traten ein; letzterer brachte die Mütze und das Gewehr mit, die Beweismittel seines Abenteuers.

Die großen Maßregeln zum Einfangen des Verdächtigen, umstellen des Fuld'schen Hauses und der Ausgänge durch Gehöst und Garten mittelst der Feldjäger, und was sonst in aller Stille geschah, um die Verhaftung des Heinz Fuld wichtig zu machen, erwiesen sich als gänzlich überflüssig, denn als der Oberjäger in die Stube trat, saßen die Brüder Fuld ruhig am Tisch, in Hemdeärmeln, ihre Pfeifen im Mund, und karteten. Keine Miene der Überraschung, als der Oberjäger die Verhaftung vollzog, kein Laut des Unwillens.

„Schuryps!“ sprach Heinz, und weiter kein Wort, warf die Karten hin, nahm die Tabakspfeife aus dem Mund, stieg vom Stuhl auf und zog seine Jacke an.

„Bei!“ sprach Valentin das bekannte Wort des Spielverlustes eben so lakonisch, und es blieb dem Oberjäger anheimgegeben, zu denken, Valentin kenne des Wortes Doppelsinn, und meine ihn.

„Befehlen der Herr Oberjäger, daß ich auch mitgehe?“ fragte Valentin, während der Bruder sich anzog, mit Ironie.

„Man wird Dich schon holen, wenn man Dich braucht,“ erhielt er zur Antwort. „Vorerst wollen wir das Nest ein wenig durchsuchen.“

„Da will ich gleich die Dlfanzel anzünden und den Herren leuchten,“ sprach Valentin.

„Es wird Euch schon geleuchtet werden!“ grollte der Oberjäger und commandirte: „March, vorwärts!“

Ein Feldjäger und der Gerichtsdiener brachten Heinz nach dem Wirthshaus, wo das Verhör begann, während hier die Männer der Gewalt eine Haussuchung vollzogen.

Heinz Fuld war so unschuldig wie das Kind im Mutterleibe. Er hatte nie gewildert, er war nie mit Gewehr im Walde gewesen, er besaß gar kein Gewehr, er begriff gar nicht, was man von ihm wollte und weshalb man ihn festnehme. Die Mütze war nicht sein, ebenso wenig das Diebsgewehr.

Herr Huelin kannte er weiter nicht, als von einer neulichen Begegnung im Dorfe und im Gasthause her, wo es blos zu einer kleinen unangenehmen Verührung zwischen ihnen gekommen, die ihm dem Heinz Fuld, sehr weh gethan.

„Zieh' Er einmal seine Jacke aus!“ befahl der Richter. „Und auch die Weste! Lasse Er uns einmal seine Brust sehen.“

„Verschonen Sie mich damit, Herr Kreisrichter,“ bat Fuld. „Ich habe gar ein wildböses Fied. Es thut mir garstig weh!“

„Wah! der faule Fied! Herunter mit den Kleidern!“ rief der Richter und winkte dem Gerichtsdiener. „Ich ließe den Herrn Chirurgen ersuchen, sich zu uns zu bemühen! Eigentlich müßte es der Amischirurg thun, in- des da dieser nicht hier zur Stelle — wird es auch so genügen.“

Der Chirurg war gleich zur Hand, er besand sich noch im Wirthshaus auf der Regalbahn, trat mit großer lächerlicher und mit Absicht übertriebener Höflichkeit in das Zimmer und sprach: „Ochorsamer Diener, meine Herren! Eben hab' ich eine Schur gemacht (im Regelspiel, wenn alle Regel fallen und nur der König stehen bleibt). Kann ich hier auch dienen?“

Der Richter verstand die heimliche Malice dieses Wortspiels gleich und erwiderte trocken: „Wir haben Sie nicht Schereens wegen hierher berufen! Sie sollen die Beschäftigung einer angeblich bösen Stelle dieses Burschen vornehmen, und Ihr Urtheil als Chirurgus zu Protokoll geben.“

„Ihnen zu dienen!“ — erwiderte der Chirurg. Mein Physicum raportum wird kurz sein. Den armen Kerl hat ein Dchs gestochen!“

„Ja, ein Dchs hat mich gestochen!“ nahm sogleich Heinz Fuld das Wort. „Ich hätte weiß Gott den Tod davon haben können — grad aufs Herz drauf. Und nachher ist das Fied schwürig geworden, und da hab' ich Pflaster!“

„Er schweigt, bis Er gefragt wird — und läßt die Wunde besichtigen!“ unterbrach und gebot der Richter. Huelin wurde zornroth über des Gefangenen sehr begügliche und anzügliche Rede, zumal der Oberförster nicht unterdrücken konnte, die nahe genug gelegte Deutung mit dem Gemurmel zu dolmetschen: „Verfluchter Aasjäger, in Dir doch der Dchs das Herzblatt abgestochen hätte!“

Die Wunde Stelle des Gefangenen zeigte nach Abnahme des Pflasters auf der linken Brust einen Fleck von der Größe eines Kronenthalers, welches alle Farbentöne einer äußerst heftigen Contusion spielte, und vom blauen und gelben in das grüne hinüberwechselte. In der Mitte war eine nicht große, ganz flache Wunde Stelle, welche bereits in der Heilung begriffen war.

„Wann empfängst Du den Stoß?“ fragte der Richter, worauf sich der Gefangene erst ein wenig besann, und dann einen Tag angab, der keineswegs mit jenem übereinstimmte, an welchem der Vorfall im Walde über der Wunde sich ereignet hatte. Erst ein Paar Tage später hatte Heinz Fuld dem Chirurgen seinen Schaden geklagt, und war von diesem mit äußerlichen Heilmitteln versehen worden.

Es war trotz dieses sehr verdächtigen Indiciums noch nichts bewiesen, denn Heinz beharrte bei seiner Aussage und benahm sich gut und schlicht, wie ein Mann des guten Gewissens.

Plötzlich änderte sich die Scene. Der Oberjäger trat ein und brachte einige Fundstücke, Ergebnisse der Haussuchung. Zunächst eine Jacke und eine Weste, welche an auf einander passender Stelle eine Verletzung zeigten, und ebenso ein Hemde. Aber alle beschädigten Stellen waren zugenäht.

„Wem gehören diese Kleidungsstücke?“ fragte der Actuar.

„Mein!“ antwortete Heinz. „Ich hatte sie an, als der dumme Dchs mich stieß, das Horn drang durch — bis auf die Rippen.“

„Wer hat die Kleider ausgebessert?“

„Mit Verlaub, ich selbst! Ich schneidere ein wenig!“ antwortete Heinz.

„Daß Dich der Nag' bisse!“ murrte der Oberförster. „Der Kerl hat's hinter den Ohren. Schneidere Du und der Teufel!“

„Die Sechsender sind freilich häufiger als die Sechszehnder!“ spöttelte der Chirurg gegen den Oberförster mit Bezug darauf, daß in der Jägersprache ein Sechsender und sonstiger geringer Hirsch — Schneider heißt.

„Hier ist noch was — Nummer eins — Nummer zwei —“ sagte der Oberjäger und legte die Einzeltheile einer zerlegbaren Wildschügenbüchse von höchster Einfachheit auf den Tisch. Der Lauf war ohne Schaft und braun lackirt, so daß er aussah wie ein Spazierstock. Der Kolben mit dem schlichten Percussionschloß war abgeschraubt — gerade wie bei dem bereits vorliegenden Gewehr.

„Einfach und doch simpel!“ bemerkte der Chirurg spöttlich.

„Sie können abtreten, Herr Chirurgus! Ich danke für Ihr sehr weises Visum repertum, oder nach Ihrem Latein Physicum raportum!“ sagte der Richter zum Manne des Bartmessers, und derselbe besorgte den Wink auf der Stelle. Mit höhnischem Lächeln sich verbeugend schied er mit den Worten: „Ich empfehle mich allerseits ganz gehorsam, meine Herren, und wünsche fernerweit gute Verriichtung.“ (Schluß folgt.)

Wuntes.

Die Frauen sind ein Räthsel, das ist ein alter Spruch, und er galt zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Eine neue Beschäftigung gibt ein eben erschienenes Werk über Neu-Seeland von einem englischen Missionär, der über zwanzig Jahre dort lebte. Er schreibt: „Die Hauptunterhaltung der Frauen hier war sonst und ist noch heute das Weinen. Sie weinen dabei so rührend, daß ein Fremder glauben muß, sie wären vom tiefsten Leide niedergedrückt. Dabei ringen sie die Hände wie in Verzweiflung. Sie puzen sich dazu so viel als möglich, schmücken namentlich den Kopf mit Blumen. Sie weinen in Gesellschaft, und diese Zusammenkünfte zum Weinen stehen so hoch bei ihnen, daß sie denselben so freudig entgegen sehen, wie unsre Damen einem Ballo.“

In der Nähe von Schwyz an der Reichenbach hat die Auffindung eines Schates großes Aufsehen gemacht, der von einem Bauernknaben in einer kleinen Schlucht entdeckt wurde. Der Regen hatte die ihn bedeckende Erde abgeseigt und der Knabe gewahrte etwas Glänzendes, und bei näherer Nachforschung wurde eine kleine, mit Messingreifen beschlagene Tonne gefunden, die ganz mit Goldstücken angefüllt war. Man spricht von dem Werth einer Million und vermuthet, daß es eine große französische Kriegesasse sei, welche, damit sie nicht den verfolgenden Kosaken in die Hände fielen, im Jahre 1813 hier vergraben worden ist. Diese Vermuthung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß sich vor etwa 25 Jahren mehrere Franzosen wochenlang in Schwyz aufgehalten und Nachforschungen angestellt haben.

Über das Testament Heinrich Heine's schreibt die D. Allg. Zeitung: „Es sind uns aus bester Quelle einige Bestimmungen aus H. Heine's Testament bekannt geworden. So verfügte der Dichter, daß sein gesamter literarischer Nachlaß, Briefe und Papiere einem hier wohnenden Neffen, Ludw. Embde, zur Disposition gestellt und gesichtet werden soll, hinsichtlich dessen, was zur Aufnahme in die Gesamt-Ausgabe der Heine'schen Werke geeignet ist. Nicht eine Zeile, welche nicht von dem Verfasser herrührt, darf eingeschaltet werden; wegen etwa nöthig scheinender Abänderungen oder Auslassungen hat sich der Verleger, Hr. Julius Campe, mit einem Vetter des Verstorbenen, Dr. Christiani in Hannover, zu verständigen. Daß Heine's Leiche auf dem Kirchhofe Montmartre beerdigt worden, geschah ebenfalls zufolge einer letztwilligen Verfügung, und zwar weil Heine ein langjähriger Bewohner des Stadtviertels Montmartre gewesen war. Er verbietet ausdrücklich, daß seine Leiche jemals der französischen Erde entnommen und nach Deutschland zurückgebracht werde, selbst wenn hier ein völliger Umsturz der Verhältnisse Statt finden sollte. Heine wollte nicht, wie es im Testamente heißt, daß seine irdischen Überreste zu irgend welchen politischen Demonstrationen Anlaß geben könnten (!?). Obwohl lutherischer Religion, wollte er von keiner Priesterbegleitung, noch irgend welchem Ceremoniell bei seiner Bestattung etwas wissen; ebenso entschieden verbat er sich jede Grabrede. Die Absicht seines Bruders, ihm ein Denkmal setzen zu lassen, geht in Erfüllung, trotz des Protestes der Witwe. Herr Gustav Heine schickte seiner hier (in Hamburg) lebenden Mutter (die 85 Jahre alt, von dem Tode ihres Lieblingssohnes sehr angegriffen ist) zwei Zeichnungen zur Auswahl ein; die Familie wählte ein Grabmal in Form eines hohen Obelisken, umgeben von einem reichverzieren Gitter und Blumen-Anpflanzungen.“

Bruchstück aus dem Briefe einer ärztlichen Gattin. — Liebster Mann! Du sehest mir überall. Du warst Du schon wieder bei mir! Ich denke nur an Dich, und so oft ich Abends und Morgens ins Zimmer trete und Deinen Schlafrock hängen sehe, wünsche ich, Du hingest da!

Die Russen gleichen den Kindern. Alles was sie sehen, möchten sie haben.

Die Franzosen gleichen den Krebsen, wenn man's ihnen zu heiß macht, werden sie roth.

Die Engländer gleichen den Spinnen, in allen Erdwinkeln findet man ihre Netze.

Die Deutschen gleichen den Fischen — immer durstig und immer stumm.

Die Kaiserin von Frankreich als Schriftstellerin. Ein Pariser historischer Verdienst, die sie sich durch die „Herausgabe der Fortsetzung der Geschichte der Napoleoniden“ um die Wissenschaft erworben hat, zu seinem Ehrenmitglied ernannt haben.

Das Kind von Frankreich. — Ich finde es Angesichts des lächerlichen Enthusiasmus, mit welchem die Franzosen die Geburt des Königs von Algier aufgenommen haben, ganz begreiflich, daß Louis Napoleon seinen Sohn das „Kind von Frankreich“ getauft hat. — Ist Frankreich etwa nicht niedergelommen?

Einem unverbürgten Gerüchte zufolge soll sich W. Schläter (der Herausgeber des N. J. Demokrat, der vor einigen Wochen mit Hinterlassung einer großen Schuldenmasse durchging) seinen Gläubigern, die begierig sind seinen Aufenthaltsort zu erfahren, geschrieben haben, daß er sich auf der Wartburg befinde.

Gruß an den Frühling.

(Von einem eingewanderten schwäbischen Dichter.)

Die Lüfte wehen lind und lau,
Es grünt und blüht auf allen Wegen,
Der Himmel wolkenlos und blau:
O holder Lenz, das ist dein Segen!

Und wie es grünt und blüht, da singt
Der Vogel seine schönsten Lieder,
Das ganze All ist wie verjüngt:
Bald kommen auch die Wangen wieder!

(N. J. Allg.)